

Die kulturelle Grundaufgabe: geistige Formung des Menschen der sozialistischen Gesellschaft und Schaffung der sozialistischen Nationalkultur

Meinungsstreit über die Aufgaben der Kunst- und Literaturwissenschaften

Wir brauchen echte Auseinandersetzungen

Von Eberhard Hackethal, Leiter der FDJ-Studentenbühne

In den letzten Nummern der UZ nahm die Auseinandersetzung um die Probleme unserer sozialistischen Nationalkultur, um die Entwicklung der kulturellen Massenarbeit an der Universität erfreulicherweise breiten Raum ein. Eine solche Auseinandersetzung brauchen wir unbedingt.

Die FDJ-Studentenbühne, die in der Diskussion konkret angesprochen wurde, hat sich bereits 1962 in ihrer Konzeption das Ziel gestellt, „zu einem Mittelpunkt der kulturpolitischen Diskussion an der Universität zu werden.“ Das ist sicher eine schöne und lohnenswerte Aufgabe. Die Entwicklung des literarischen Schaffens ist ohne eine Atmosphäre der Auseinandersetzung, ohne Meinungsstreit nicht denkbar.

Aber geht es um den Meinungsstreit für sich, als Kampf zwischen zwei beliebigen Auffassungen? Doch wohl kaum. Wichtig sind Ziel und Ergebnis jeder Diskussion und die weltanschauliche Grundlage, auf der sie geführt wird. Das Ziel der Auseinandersetzung, die gegenwärtig in kulturpolitischen Fragen geführt wird, kann doch nur darin bestehen, die kulturpolitische Linie der Partei der Arbeiterklasse, so wie sie uns der VI. Parteitag in aller Deutlichkeit darlegt, zu erläutern und durchzusetzen, bei der Entwicklung der sozialistischen Nationalkultur zu helfen und ein hohes geistiges Niveau an der gesamten Universität zu erreichen.

Das ist durchaus keine Binsenwahrheit. In den Diskussionen zu den Lyrikveranstaltungen der Studentenbühne z. B. wurde deutlich, daß noch viele falsche Vorstellungen, die teilweise durch Lehrmeinungen neue Nahrung finden, eine echte Auseinandersetzung hemmen, zu Oberflächlichkeit, Enge, gelästem Nachbeten bürgerlicher Kunstauffassungen und politischen Neutralismus in Fragen der Kultur führen. So kann man nicht bestreiten, daß erst durch die von der Partei angeregten Diskussionen um Probleme der Lyrik, besonders an Hand einiger Gedichte von Helmut Richter, die Freunde und Genossen der Studentenbühne darauf aufmerksam wurden, daß in ihren bisherigen Lesungen oft an den Grundproblemen vorbeidiskutiert wurde. Das ist keine qualifizierte künstlerische Arbeit. Für manche Freunde sind die formalen Probleme eines Werkes der einzig lohnende Diskussionsgegenstand, ihre Kriterien nehmen sie nicht aus der Weltanschauung der Arbeiterklasse und den Erfordernissen des sozialistischen Aufbaus, sondern aus kritiklos übernommenen bürgerlichen und kleinbürgerlichen Auffassungen. Ich bin der Meinung, daß die FDJ-Studentenbühne keine extreme Ausnahme bildet, das vielfältige studentische Publikum – auch Germanisten – war ja an den Diskussionen beteiligt, sondern daß wir an der ganzen Universität tiefer, parteilicher und offensiver in die kulturpolitische Diskussion kommen müssen, denn gerade in diesem Bereich hält sich dem Sozialismus fremdes Gedankengut oft am hartnäckigsten.

Anders ist auch kein weiterer Aufschwung der Ensemble-Arbeit zu erreichen. Warum sollte man nicht regelmäßig ein „kulturpolitisches Forum des Monats“ oder ähnlich durchführen? Jede künstlerische Arbeit muß mit dem Ringen um die Durchsetzung der Linie der Partei verknüpft sein. Das heißt: unversöhnlicher gegen alle Versuche der „Emigration in die Kultur“, des unfruchtbaren Ästhetizismus und der ideologischen Koexistenz.

Die FDJ-Studentenbühne beginnt hier mit der Spielplangestaltung „Terezas Geburtstag“ – ein Stück über die kubanische Revolution –, und Weisenborns „Die Illegalen“ sind in Arbeit, es wird Jewtuschenko, Kisch, aber auch Hölderlin gelesen. Aber die tiefe künstlerische Durchdringung aller Vorhaben im Sinne einer parteilichen Gestaltung, eines echten Begriffens unserer neuen Kunst – das haben die Freunde der Studentenbühne noch vor sich. Über Helmut Richters Gedichte gibt es z. B. noch keine einheitliche Meinung, aber die Diskussion ist im Fluß und wird durch eine gründliche Auswertung des VI. Parteitages zu einer interessanten und nützlichen Auseinandersetzung führen, die in einem Podiumsgespräch anlässlich der II. Universitätsfestspiele gipfeln werden.

Der Meinungsstreit in den Ensembles und Gruppen muß über den engen Rahmen hinausgehen, breite Kreise erfassen, offen, ehrlich und mit jugendlichem Elan geführt werden. Die Notwendigkeit einer solchen Auseinandersetzung, an der ganzen Universität wurde mir deutlich an Volker Brauns Gedicht „Agitatoren“ (LVZ vom 13. 1. 63), über das es zur Zeit in der Studentenbühne Diskussionen gibt. In diesem Gedicht begehen uns Töne, die nicht überraschen, nicht weil sie neu sind, Kapitalisten und Jammersappeln hat es auch in der Kunst schon immer gegeben, sondern weil sie immerhin die Meinung eines Menschen unserer jungen Generation, eines Studenten der marxistisch-leninistischen Philosophie widerspiegeln. Volker Braun drückt in seinem Gedicht im Grunde nur seine Angst vor den hohen Anforderungen beim Aufbau des Sozialismus aus und bedauert sich zellenlang selbst, der er das „Fech“ hatte, in eine Zeit des Kampfes geboren zu werden.

Aber bestimmt nicht gerade der bewußte Kampf für eine gute Sache, selbst wenn gewisse Opfer gebracht werden müssen, unser Lebensgefühl? Liegt nicht im Überwinden von Schwierigkeiten die wesentlichste Bestätigung unserer gesellschaftlichen Vollwertigkeit? Ein guter Sozialist schätzt die Größe einer Aufgabe ab, um Mittel zu ihrer Bewältigung zu finden, nicht aber, um sich fortwährend zu be-

dauern. Das verurteilt zur Passivität. Niemand wird behaupten, daß der Sozialismus eine leichte Sache sei, niemand wird (um bei Brauns Gegenstand zu bleiben) die Schwierigkeiten der Agitation bestreiten. Aber für Volker Braun scheint das Wesen der Agitation (und des Sozialismus) darin zu bestehen, daß es schwierig ist, ja, „keiner sage, daß es ertragbar sei“.

Ich glaube, viele Menschen könnten den Autor belehren, daß eine solche schwierige Arbeit nicht nur ertragbar sein, sondern – man staune – sogar glücklich machen kann. Aber es ist nicht nur die peinlich-pessimistische Selbstverneinung, nach der man Volker Braun wahrlich zu einem Helden erklären müßte, wenn er wieder einmal agitieren sollte, sondern das Gedicht zeigt meines Erachtens auch tiefere Wurzeln des Unverständnis unserer gegenwärtigen Aufgaben.

Der Ausgangspunkt ist für Volker Braun z. B. daß dort „wo wir sind, das Jahrtausend zu Ende“ sei. Das ist keine echte Wahrheit. Wo wir sind, fängt ein neues Zeitalter an! Es ist doch ein Unterschied, ob ich meine Aufgaben unter dem Aspekt des „Zuendegehens“ oder des Neubeginns sehe. Wenn Volker Braun von „von unseren Wegweisern in die stahltriefende Unendlichkeit“ spricht, so scheint doch die Tatsache, daß der Sozialismus mehr und mehr die Entwicklung der Welt bestimmt, nur kaum gültig ausgedrückt, sondern es herrschen Kleinmut und Pessimismus. Auch wartet der Autor „auf das Brot vor dem keimenden Korn“. Auf welches Brot wartet Volker Braun? Auf die kommunistische Zuckertorte, die er gerne schon heute anschmecken möchte, weil ihm der Weg dahin steinig ist?

Uns mündet das Brot des Sozialismus trotzdem oder gerade, weil wir wissen, daß es im Kommunismus vollkommener sein wird. Wer die Gegenwart nicht zu meistern versteht, kann der „guten alten Zeit“ nachjammern, er kann aber auch den Kommunismus als Fetisch anbieten – der Unterschied zwischen beiden Einstellungen ist nicht sehr groß.

Ein solcher „Kommunist“ zu sein ist keine Leistung. Aber die Zukunft erringen, heißt die Gegenwart meistern, und dazu gehört etwas mehr als eine unverbrüchliche Verneinung vor dem Kommunismus. Ich bin der Meinung: Nicht „O schweres Los als Mensch des neuen Jahrtausends in das alte geboren zu sein“ (Volker Braun), sondern:

Jung nenn' ich jenen Überzagt,
der zur gelichteten Kampfschar der Alten
im Namen der Nachgeborenen sagt:
Wir werden das Dasein neu gestalten.
(Majskowski)

Begegnung mit der neuen Wirklichkeit

Zu Franz Fühmanns „Kabelkran und Blauer Peter“

Unter den Neuerscheinungen unserer Literatur aus den letzten Jahren, die das Interesse vieler Leser fanden und zugleich die Literaturwissenschaft vor neue Probleme stellten, nimmt das Buch Franz Fühmanns „Kabelkran und Blauer Peter“ einen besonderen Platz ein. Es ist das Werk eines bereits über die Grenzen der DDR hinaus bekannten Autors und doch ein erster Versuch, ein erster Schritt auf noch zu erwerbendem Neuland. Franz Fühmann hat sich als Lyriker und Erzähler sehr schnell einen Namen erworben. Bereits sein erster Gedichtsband, den er 1953 herausgab, zeugte von einer Begabung, die sich bewährte. Die Novelle „Kameraden“ bestätigte die erweckten Hoffnungen und stellte ihn in die erste Reihe der Schriftsteller aus der jüngeren Generation. 1957 wurde dem damals Fünfundzwanzigjährigen der Nationalpreis verliehen.

Franz Fühmann ist es gelungen, dem Gedanken seiner Generation, die von der Schulbank weg in den Hitlerkrieg ging und in einem qualvollen Prozeß erkennen mußte, daß sie betrogen worden war, einen Ausdruck zu geben. Neben der Novelle „Die Fahrt nach Stalingrad“ entstanden einige äußerst komprimierte, an klassische Vorbilder erinnernde Novellen wie „Kameraden“ sind vor allem zu nennen. „Das Gottesgericht“ und „Kapitulation“, in denen dieses Thema geistig bewußt und künstlerisch überzeugend entwickelt wurde. Trotzdem konnte es nicht der einzige Gegenstand des künstlerischen Schaffens bleiben: die Entwicklung in der DDR, die Probleme des sozialistischen Aufbaus drängen sich dem Schriftsteller als neue Themen auf. Aber: Hatte Fühmann seine Novellen über den Krieg aus unmittelbarem eigenen Erleben heraus entwickeln können, so fehlte ihm die gleiche Voraussetzung für die Gestaltung des neuen Themas.

„Kabelkran und Blauer Peter“ ist das literarische Zeugnis der Begegnung des Schriftstellers Franz Fühmann mit dieser für ihn noch fremden Welt. Es ist keine Reportage über die Warnow-Werft in dem Sinn, wie es am Anfang vom Erzähler geäußert wird. Nicht ein Außenstehender betrachtet Gariber, was er bei Besichtigung beobachtet hat, das Erleben der neuen Wirklichkeit durch den Schriftsteller bildet den zentralen Gegenstand des Buches. Er arbeitet mit und lernt dabei nicht nur den Produktionsprozeß in einem Großbetrieb, sondern vor allem auch die Arbeiter und ihre Probleme kennen. Aus dem Blickfeld der auf der Werft Tätigen löst er sich für ihn nach und nach einzelne Momente mit individuellen Zügen. Fühmann stellt die des Brigadiers Günther außerhalb des Betriebes, er besucht ihn und seine Familie, und er erfährt aus diesen Gesprächen die Geschichte seines Lebens. Er ist der Sohn eines mecklenburgischen Landarbeiters, dem die Lehr-

eine besondere Begünstigung durch das Schicksal zu sein schien, der sich als Achtzehnjähriger freiwillig zur Kriegsmarine meldet, den Krieg und die Gefangenschaft erlebt, wieder beim Klempner arbeitet und schließlich, um mehr zu verdienen, zur Werft geht, dort ein guter Schlosser wird, sich über seine Arbeiter Gedanken macht, Verbesserungsvorschläge einreicht und nach einer Auseinandersetzung mit dem Brigadier, der durch Normenschaubeklei die Werft betreibt, die Brigade übernimmt.

Fühmann skizziert mit diesem Lebenslauf einen für unsere Zeit charakteristischen Entwicklungsgang. Er skizziert ihn hier nur, aber er schafft damit die Voraussetzung, ihn später einmal gestalten zu können. „Kabelkran und Blauer Peter“ schildert die Hinwendung seines Autors zur Wirklichkeit des sozialistischen Aufbaus und ist gleichzeitig ihr erstes Ergebnis. Der neue Stoff wird erobert und zubereitet.

Fühmann wählt dafür nicht die Form der Erzählung, er siedelt sein Buch vielmehr im Bereich der Reportage an, ohne allerdings eine solche Gattungsbezeichnung anzugeben. Zu Recht, denn, wenn „Kabelkran und Blauer Peter“ auch die Aufgaben einer Reportage mit erfüllt – der Leser erfährt aus Gesprächen des Erzählers mit Betriebsangehörigen alles Wichtige über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Werft –, so steht das hier doch an zweiter Stelle. Die Problematik des Subjekts, des Schriftstellers, ist wichtiger. Dadurch erhält das Buch Züge einer Ich-Erzählung, die den Reportagecharakter verlieren. Der Schritt zur Erzählung geht Fühmann jedoch nicht. Noch ist ihm der neue Stoff nicht vertraut genug, um ihn ebenso wie das Kriegserlebnis episch verdichten zu können. Es spricht für sein Verantwortungsbewußtsein als Schriftsteller, daß er nicht mehr zu geben versucht, als ihm wirklich möglich ist. Ihm gelingt innerhalb der einmal gewählten Form ein Werk, das nicht nur als literarisches Dokument des Bitterfelder Weges wichtig ist. Die Atmosphäre des sozialistischen Großbetriebes ist in ihm spürbar, einzelne Arbeiter – besonders der Brigadier Günther – werden trotz der skizzenhaften Darstellung zu eindrucksvollen Gestalten. (Und das kann nicht von jedem Roman mit dem gleichen Gegenstand gesagt werden.)

„Kabelkran und Blauer Peter“ ist ein interessantes Buch, das uns mit den Problemen eines bedeutenden Schriftstellers beim Erfassen der neuen Wirklichkeit vertraut macht und Beispiel für die vielfältigen Möglichkeiten unserer sozialistischen Literatur ist.

Klaus Penold
Wissenschaftlicher Assistent
am Institut für
Deutsche Literaturgeschichte

Gibt es minderwertige Genres?

Gedanken zu einer Rezension

Die Diskussion über die Maßstäbe für das künstlerische Erfassen unserer sozialistischen Wirklichkeit ist in vollem Gange. Wir sollten uns jedoch nicht mit allgemeinen Darlegungen begnügen, sondern praktische Beispiele in die Diskussion einbringen. Um so eher werden wir jene Schwächen überwinden, die Dr. Klaus Schumann in seinem Artikel „Verständnis und Aufgaben unserer Germanisten“ charakterisierte:

„Die politische und ästhetische Unsicherheit bei der Bewertung von Büchern junger sozialistischer Autoren und die Unterschätzung der politisch-erzieherischen Potenzen unserer sozialistischen Literatur. Symptome, die erkennen lassen, daß die historische Bedeutung unserer Literatur und ihre Rolle in der gegenwärtigen Etappe unseres nationalen Kampfes nicht richtig erkannt werden.“

Ein konkreter Anlaß zur Diskussion ist die nebenstehende Rezension über Franz Fühmanns „Kabelkran und Blauer Peter“. Der Rezensent macht es sich etwas leicht, wenn er vielversprechend behauptet, das Fühmanns Buch „die Literaturwissenschaft vor neue Probleme“ stellt, dann aber vergißt, diese Probleme anzudeuten oder gar durch exakte Analyse vorzuführen. Oder wenn er sagt, der neue Stoff sei Fühmann nicht vertraut genug, um ihn ebenso wie das Kriegserlebnis episch verdichten zu können“. Deshalb wähle er die vorliegende Form. Es spreche „für sein Verantwortungsbewußtsein als Schriftsteller, daß er nicht mehr zu geben versucht, als ihm wirklich möglich ist“.

Bei einem solchen Herangehen an literarische Werke werden wir keinen Schritt weiterkommen. Immerhin wollen wir eine Antwort auf die Frage geben, inwiefern das Werk zur geistigen Formung des Menschen der sozialistischen Gesellschaft und zur Schaffung der sozialistischen Nationalkultur beiträgt. So wird im Programm-

entwurf die kulturelle Grundaufgabe formuliert.

Noch genauer gesagt, diese Auffassung enthält ernsthaftige Fehler. Fühmanns „Verantwortungsbewußtsein als Schriftsteller“ ist nicht daran abzulesen, daß er sich mit der kleinen literarischen Form „begnügt“. Es muß doch vielmehr die Frage gestellt werden, wie es der Autor versteht, in die gesellschaftliche Wirklichkeit einzudringen, ihre Problematik sichtbar zu machen und künstlerisch zu gestalten. Ja, künstlerisch zu gestalten – auch für die literarische Reportage steht diese Forderung.

Wir sollten endlich Schluß machen mit der Einteilung in wertvolle und minderwertige Genres. In der Rezension heißt es: „Fühmann skizziert mit diesem Lebenslauf einen für unsere Zeit charakteristischen Entwicklungsgang. Er skizziert ihn hier nur, aber er schafft damit die Voraussetzung, ihn später einmal gestalten zu können.“

Weiter unten wird davon gesprochen, daß „Kabelkran und Blauer Peter“ die „Aufgaben einer Reportage mit erfüllt“ – der Leser erfährt aus Gesprächen des Erzählers mit Betriebsangehörigen alles Wichtige über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Werft...“

Erfüllt das Buch wirklich die Aufgabe der Reportage mit? Genügt es für die literarische Reportage, daß der Leser aus Gesprächen des Erzählers alles Wichtige über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Werkes erfährt? Kann im Genre Reportage Oberflächlichkeit geduldet werden? Braucht der Autor einer Reportage (oder ähnlichen Form) nicht so mit seinem Stoff „vertraut“ zu sein wie bei anderen Formen?

Keinesfalls. Worin liegt denn die große Bedeutung der Reportage eines F. C. Weiskopf oder eines Egon Erwin Kisch? Doch darin, daß sie tief eindringen in die Geset-

mäßigkeiten ihrer Zeit, daß sie die Wirklichkeit gründlich studierten, ihre Konflikte aufspürten und mit hoher Meisterschaft gestalteten.

Was Dr. Klaus Schumann allgemein zur künstlerischen Gestaltung sagt, trifft gleichermaßen für die Reportage zu:

„Künstlerische Gestaltung setzt die Erkenntnis der Wirklichkeit voraus. Kenntnisse über die Wirklichkeit erlangt der Schriftsteller jedoch nur dann, wenn es ihm gelingt, nicht nur die Oberfläche und das äußere Erscheinungsbild unserer Wirklichkeit zu beschreiben, sondern tiefer in die ökonomischen, politischen und geistigen Übergangsprozesse einzudringen.“

Wir sollten mehr bei den proletarisch-revolutionären Schriftstellern in die Lehren gehen und an ihre wertvollen Erfahrungen anknüpfen.

Auch bei einem Teil unserer Schriftsteller ist noch die Ansicht verbreitet, daß die kleinen literarischen Formen von geringerem künstlerischen Wert seien. Sie halten es für unter ihrer Würde, sich mit ihnen zu beschäftigen oder gar in der Tagespresse – hier wäre schnellste und operative Wirkung möglich – zu publizieren. Ohne Zweifel würde eine solche literarisch-publizistische Tätigkeit unserer Schriftsteller näher an das Leben, an die Probleme unserer Zeit heranzuführen. Es fehlt nicht an Vorbildern aus der Geschichte unserer Nationalliteratur. Der Literaturkritiker hat hierbei eine wichtige erzieherische Aufgabe zu erfüllen.

Dem Autor wie dem Leser nützen Rezensionen nur dann, wenn der Kritiker tief in die Problematik des künstlerischen Schaffensprozesses eindringt, die Fragen der Aneignung der Wirklichkeit und ihrer künstlerischen Bewältigung aufwirft, wenn er Schriftsteller und Leser zur Auseinandersetzung anregt. Günter Queller

Universitätszeitung, Nr. 4, 24. 1. 1963, S. 7